

LITERATUR-RUNDSCHAU

Michael Kunczik: Gewalt und Medien. Köln: Böhlau 1987, 206 Seiten

Seit Michael Kunczik 1975 sein 827 Seiten starkes Werk „Gewalt im Fernsehen“ herausgebracht hat, dem er drei Jahre später „Brutalität aus zweiter Hand“ folgen ließ, gilt er als Experte für die wissenschaftliche Erforschung der Wirkungen von Gewaltdarstellungen. Als solcher referierte er auch während der letztjährigen Mainzer Tage der Fernseh-Kritik. Sein jüngstes Buch ist beträchtlich weniger umfangreich als sein erstes, es zählt 206 Seiten; thematisch allerdings ist es umfassender.

Der Autor beginnt mit einem kursorischen Überblick über die vorwissenschaftliche Diskussion um die Auswirkungen massenmedialer Gewaltdarstellungen. Er geht dabei zurück bis Platon, der deren Schädlichkeit vertreten habe, während Aristoteles ein Anhänger der Katharsisthese gewesen sei (aber bei Aristoteles ist es die Tragödie, der er eine reinigende Wirkung zuschreibt, es ist nicht die Unterhaltungsbrutalität!). Sodann werden in der Einleitung einige zentrale, später verwendete Fachtermini erläutert, da sich das Buch an an interessierte „Laien“ wendet.

Im 2. Kapitel befaßt sich Kunczik mit der „unsauberen Verwendung des Gewaltbegriffs“ (14), der in vielen Arbeiten gar nicht oder unzureichend definiert, der erst recht nicht einheitlich operationalisiert, dessen Mehrdimensionalität nicht genügend „ausdifferenziert“ werde. Die Folge dieser Mängel sei fehlende Vergleichbarkeit. Sie schlagen aber nicht zu Buche, wenn bewirkte Gewalt untersucht wird, sie erschweren auch die Analyse von Gewaltdarstellungen. Die Problematik, aber auch die Ergebnisse der quantitativen und qualitativen Inhaltsanalyse stellt der Autor im 3. Kapitel dar.

Sodann geht er auf einige Grundmodelle der empirischen Forschung ein und stellt fest, bislang habe man sich überwiegend mit Wirkungen auf Individuen befaßt, nicht aber mit den Massenmedien als Variable in Prozessen sozialen Wandels. Im 5. Kapitel, das das umfangreichste ist (44-86), werden die „Thesen zur Wirkung von Gewalt“ erläutert und diskutiert. Kunczik geht hier nicht nur auf jene

vier ein, die üblicherweise dargestellt werden, bei ihm sind es insgesamt zehn Thesen, mit denen er sich auseinandersetzt. Er bezeichnet sie auch nicht wie üblich als Hypothesen oder gar Theorien, sondern schlicht als Thesen.

Im 6. Kapitel (87-127) befaßt er sich mit aktuellen Forschungstrends, vor allem mit Langfriststudien sowie mit Forschungen zur Vielseherproblematik. Es folgt ein Kapitel, in dem es um die Wirkungen von Video geht – d.h. um Horror, Gewalt, Pornographie – und um Ansätze zu deren Erforschung. Im 8. Kap. (143-154) fragt der Autor nach den gesellschaftlichen Funktionen der Gewaltdarstellungen und referiert und erläutert wieder die wichtigsten Thesen, die eine Antwort zu geben versuchen. Anschließend greift er einige Aspekte auf, die mit der Erwartungshaltung der Öffentlichkeit zu tun haben bzw. generell mit ihrem Verhältnis zur Kommunikationswissenschaft und ihren Umgang mit deren Forschungsergebnissen, ehe er im letzten Kap. „Resümee und Ausblick“ (173-188) versucht.

Das Buch gibt einen guten Überblick über den Stand der Diskussion und deren Kontroversen. Kunczik hält nichts von monokausalen Erklärungen, als Soziologe weiß er, daß der Medienrezipient eingebettet ist in Gruppenbeziehungen, daß die Medienwirkungen überdies abhängig sind von situativen und personalen Faktoren. Er berücksichtigt, psychologisch formuliert, die Selektivität der Wahrnehmung; oder aus der Sicht des Pädagogen betrachtet: er weiß, daß im Prozeß des Wahrnehmens das Subjekt dem Wahrgenommenen zugleich Sinn und Bedeutung zuschreibt. Er verdeutlicht das am Beispiel der violenten Zeichentrickfilme. Selbst wenn sie „objektiv“ eine hohe Gewaltrate enthalten, werden sie von den allermeisten Zuschauern, Erwachsenen wie Kindern, nicht als violent, sondern als lustig eingestuft (89). Ob man daraus folgern kann, daß sie nicht „den geringsten negativen Effekt haben“ (187), ist freilich eine andere Frage. Denn die Lustigkeit dieser Filme lebt ja zum großen Teil von purer Schadenfreude, wenn nicht von Heimtücke und Hinterlist, und ebendieses bildet den Stein des pädagogischen Anstoßes.

Für Kunczik ist Wissenschaft identisch mit empirischer Forschung; Thesen, die nicht empirisch belegt sind, verfallen von vornherein seinem Verdikt. Nun wäre es töricht, gegen die Empirie zu polemisieren, nicht weniger töricht aber ist es, die Wissenschaft vom Menschen auf Empirie reduzieren zu wollen. Menschliches Handeln ist grundsätzlich nicht restlos erklärbar; wäre es das, so verlören philosophische Begriffe wie Verantwortung, Freiheit, Selbstbestimmung ihren Sinn. Schon Kant hat das betont, und in unseren Tagen schrieb Carl Friedrich von Weizsäcker: „Philosophie stellt diejenigen Fragen, die nicht gestellt zu haben die Erfolgsbedingung des wissenschaftlichen Verfahrens war.“ Er rechtfertigt damit die empirische Forschung und weist zugleich auf ihre Grenzen hin. Man sollte sich gelegentlich auf diese Grenzen besinnen, besonders dann, wenn es um die Untersuchung menschlichen Handelns geht.

Überdies erhebt der Empiriker nicht nur Daten, er muß sie auch interpretieren, denn sie sprechen nicht aus sich selbst. Besonders Bücher wie das vorliegende bestehen überwiegend aus Interpretation, bei der Diskussion der herangezogenen Arbeiten werden deren Dateninterpretationen referiert, kritisiert, modifiziert, korrigiert. So ist etwa die Rede von „der gegenteiligen Dateninterpretation durch die Autoren“ (51), von einer „Überstrapazierung der Daten“ (53), von „einer nur als abenteuerlich zu bezeichnenden Überinterpretation extrem niedriger Korrelationskoeffizienten“ (99). Jede Interpretation aber ist zugleich eine Wertung, einmal spricht Kunczik sogar selbst von der „Neubewertung“ von Daten (179). Und er selbst sagt auch, daß „es beim jetzigen Stand der Forschung möglich ist, identische Ergebnisse diametral entgegengesetzt zu interpretieren“ (186). Die Frage ist jedoch, ob dieses nur am mangelhaften Forschungsstand liegt.

Wovon läßt sich der Autor bei seinen Interpretationen leiten? Wissenschaftlich bekennt er sich zur sozial-kognitiven Lerntheorie, deren Hauptvertreter Bandura ist, während der von der „freudianischen Tradition“ (152) offenbar gar nichts hält. Ansonsten ist seine Neigung offensichtlich, die Einflüsse der Gewaltdarstellung auf die Aggressivität der Rezipienten gering einzuschätzen, wenngleich er das nicht mehr so unbedingt tut wie noch 1975. Allerdings paßt diese Neigung mehr schlecht als recht zu seiner Orientierung an der Lern-

theorie und zu dem von ihr angenommenen „reziproken Determinismus“ (110, 176), der besagt, daß aggressive Individuen nicht nur aggressive Inhalte bevorzugen, sondern daß in einem sich selbst verstärkenden Prozeß der Konsum dieser Inhalte wiederum zu erhöhter Aggressivität führen kann (119).

Offenbar ärgert Kunczik sich über jene kulturkritischen Tendenzen, die das Fernsehen zum allgemeinen Sündenbock für gesellschaftliche Fehlentwicklungen machen wollen und deren Logik lautet: „Schafft das Fernsehen ab, und die Welt ist wieder in Ordnung“ (160). Deshalb streitet er, zu Recht, gegen „das Denken in simplen Ursache-Wirkung-Modellen“ (161). Daß dabei sein Engagement mitunter mit ihm durchgeht, zeigt sich vor allem, wenn er programmpolitische Konsequenzen zieht. So beschließt er sein Buch mit der „Schlußfolgerung, daß die Programmgestalter nicht wie hypnotisiert auf irgendwelche Einzelergebnisse der Forschung schauen und dann, wenn wieder einmal der 'endgültige Nachweis' für die absolute Sozialschädlichkeit des Fernsehens erbracht worden ist, hektische Überreaktionen zeigen.“ Mir ist kein Fall solcher hektischen Überreaktion bekannt, auch der Autor nennt keinen, und mir sind auch keine Programmgestalter bekannt, die wie hypnotisiert auf Ergebnisse der Forschung schauen und die bereit wären, solche Ergebnisse als Nachweis der absoluten Sozialschädlichkeit ihres Mediums zu akzeptieren.

Ein Kernsatz des Buches, der kaum abgewandelt dreimal auftaucht (83, 93, 179) und der überdies als eine Art Fazit auf der Rückseite des Buchumschlags abgedruckt ist, lautet: „Untersuchungen mit Kindern haben ergeben, daß beim Vorliegen entsprechender Randbedingungen das Fernsehen einen Beitrag zur Herausbildung violenter Persönlichkeiten liefern kann.“ Dieses eher triviale Fazit wird allerdings erläutert: „Auch für das Erlernen von Aggression gilt, daß zunächst 1. die unmittelbare familiäre Umwelt sowie 2. die Subkultur, in der man lebt, und das generelle kulturelle System die Quellen sind, aus denen aggressives Verhalten erlernt wird. Erst an dritter Stelle treten die massenmedial angebotenen symbolischen aggressiven Modelle hinzu.“ (178, auch 72) Diese Feststellung ist sicher richtig, sie bleibt es aber auch dann, wenn man formuliert: Schon an dritter Stelle ..., und überdies hinzufügt, daß ja auch familiäre Umwelt und gesellschaftlich-kulturelles Sub-

system nicht unbeeinflusst sind von den Medien. Der Autor tut das sogar selbst, freilich in anderem Zusammenhang, wenn er schreibt: „Die Massenmedien stellen zweifellos eine wichtige Variable in Prozessen sozialen Wandels dar.“ (42) Insofern ist eine gewisse Inkonsistenz seiner Argumentation nicht zu übersehen. Doch nicht zuletzt deshalb ist die Lektüre für den kritischen Leser durchaus anregend.

Erwähnt werden muß leider auch, daß das Buch auffallend viele Druckfehler enthält.

Rainald Merkert

Alois Rummel (Hrsg.): Die Medienwelt bewegt sich doch. Ein Angebot für den mündigen Bürger. Mainz 1987 (v. Hase & Koehler). 261 Seiten. 38,- DM.

Der Herausgeber dieses Buches, Alois Rummel, hat die Medienwelt, die er sich in so vielfältiger Weise bewegen sieht, in eigener Verantwortung aus unterschiedlichen Positionen erlebt – als Verantwortlicher einer öffentlich-rechtlichen Anstalt, als Hörfunkdirektor des Südwestfunks, als Mitglied im Vorstand der AKK und als Chefredakteur des Printmediums „Rheinischer Merkur“. Er ist einer derjenigen, die sich vom „Verfechter“ des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zum „Aufbrecher“ der bewährten Strukturen wandelten. 34 Autoren konnte er gewinnen, um die schillernde, unübersichtliche medienpolitische Entwicklung und Debatte in der Bundesrepublik zu beschreiben. Rummels Ziel ist es, eine „Antwort auf das Ergebnis einer zehnjährigen, kontrovers geführten medienpolitischen Diskussion“ zu geben. Neutral ist und kann dieses Buch nicht sein – es ist dem rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Bernhard Vogel gewidmet, vom Herausgeber als „medienpolitischer Initiator Nummer eins“ bezeichnet. Solch eine Widmung ist bei einem solchen Buch mehr als nur bloßer Schnörkel.

Schon die Überschriften mancher Beiträge klingen wie ein Programm. Der baden-württembergische Ministerpräsident Lothar Späth stellt seine Ausführungen unter den Titel „Ohne den Konsens der Länder sind die neuen Medien Stückwerk“. Optimismus beim Länderchef über die Möglichkeiten der Satelliten- und Kabeltechnik: „Die Ausbreitungstechnik neuer Satellitensysteme bringt die Ge-

fahr, über Landes- und Ländergrenzen hinweg die kulturelle Vielfalt angemessen darzustellen. Angefangen von der jeweiligen Nationalsprache bis hin zur Darstellung kultureller Leistungen bietet sich mit Hilfe der neuen Medientechniken die Möglichkeit, europäische und im Weltmaßstab konkurrenzfähige Programmangebote zu produzieren und zu verbreiten.“ Wie dieses Ringen und Kämpfen um Satellitenkanäle und neue Frequenzen vor sich geht – darüber erfährt man aus dem Munde der Politiker allerdings nur sehr wenig.

In dem Kampf zwischen Öffentlich-Rechtlich und Privat sind evangelische und katholische Kirche zwischen die Fronten geraten. Im öffentlich-rechtlichen System sind sie warm und weich gebettet, rechtlich abgesichert, mit klaren Positionen, Kompetenzen und vielen Möglichkeiten, die nichts kosten. Soll man dieses Bett zugunsten der Privaten verlassen, ist das Neue besser als das Alte? In diesem Zusammenhang verdienen die Aufsätze von Hans-Wolfgang Heßler, Direktor des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik und Fernsehbeauftragter des Rates der EKD, und Professor Peter Dürstfeld, Leiter der Zentrale Medien der Deutschen Bischofskonferenz, besondere Aufmerksamkeit. Peter Dürstfeld stellt seinen Beitrag unter die Überschrift „Soziale Kommunikation in einer pluralen Gesellschaft – Warum die Kirche kein 'Anbieter' ist“. Darin macht er sehr schnell zumindest eines deutlich: Kirche will bei „neuen Rundfunkveranstaltungen“ kein großes finanzielles Engagement eingehen. Die katholische Kirche sieht sich in einer anderen Rolle und Funktion als die normalen, privaten Anbieter. Das Hauptargument Dürstfelds: Kirche will sich ihr Angebot nicht auf bestimmte Lebensereignisse zuschneiden beziehungsweise aufzwingen lassen. „Die Vermehrung von Programmen mit Unterhaltungswert, die mit dem Aufkommen der neuen Medien zu beobachten ist, belegt die derzeit dominante Entlastungsfunktion des Rundfunks. Nicht Einführung in die wirkliche Lebenswelt wird vermittelt, sondern die Produktion einer oberflächlichen, entspannten Scheinwelt. Es kann in diesem Zusammenhang besonders tragische Folgen haben, wenn kirchliche Stellen auf die Erwartungen der neuen Rundfunkveranstalter eingehen und lediglich mit kurzen unterhaltenden Spots zum Programm beitragen.“ Und wichtig ist dabei

die folgende Ergänzung: „Aus ihrer gesamtgesellschaftlichen, und zwar nicht partikulären Verantwortung, geht es der Kirche auch in Zukunft um die gesamte öffentliche Meinung, das heißt nicht in erster Linie um Sendeplätze, sondern um die Mitverantwortung bei der Gestaltung des Gesamtprogramms.“ Mit dem Begriff Mitverantwortung verbindet Düsterfeld das Postulat, das schon von Karl Forster mehrfach aufgestellt worden war, die religiöse Dimension müsse durch das gesamte Programm durchscheinen. Die Begründung Düsterfelds dürfte den Programmachern, insbesondere den privaten, sprachlich und inhaltlich jedoch recht abstrakt in den Ohren klingen: „Die Programme sind insgesamt auch in einem solchen Maße religiös, wie sie den Menschen nicht völlig in erklärbare Bedürfnisse entschlüsseln, sondern ihm auch Haltungen der Sehnsucht und der Hoffnung vermitteln können. Ich gebe zu, daß dies vielleicht zu allgemeintheologisch und für eine praktisch-konstruktive Programmdidaktik zu abstrakt ist. Die Zurückhaltung gegenüber einer Bedürfnisanthropologie, wie sie vielfach in der Rede auch von Programmanbietern und Programmangeboten enthalten ist, entspricht nach meiner Meinung der christlichen Botschaft. In dieser Zurückhaltung und in einer Alternative dazu liegt die vorrangige, die fundamentale medienpolitische Position der Kirche.“

Stimmig und überzeugend scheint die Ablehnung der „Anbieterrolle“ durch den obersten offiziellen katholischen Medienexperten nicht, wenn er hinzufügt: „Der Anbieter neigt zu Abgrenzung, Konkurrenz bis hin zur Verdrängung anderer, zum Monopol. Eine solche Mentalität ist der Kirche durch ihre Verheißungen versagt, die letztlich im Bild von der eschatologischen, endzeitlichen Gemeinschaft der Menschen zusammenkommen.“ Ist die Mentalität der Abgrenzung und Konkurrenz der katholischen Kirche wirklich fremd? War es nicht die katholische Kirche, die über Jahrhunderte das Heilsmonopol beanspruchte, „außerhalb der Kirche kein Heil“? Steht nicht die katholische Kirche heute immer im Konkurrenzkampf zu anderen Religionen und Ideologien? Es entsteht der Eindruck, daß durch theologisch verbrämte, theoretisch hochgeschraubte Formulierungen verdeckt werden soll, daß die katholische Kirche sich schwertut, in der neuen Medienlandschaft ihren Standort zu finden.

Klarere und überzeugendere Positionen bezieht dagegen Hans-Wolfgang Heßler für die evangelische Kirche. „Wir verfolgen auf evangelischer Seite die gegenwärtigen Veränderungen im Bereich des Rundfunks mehr mit Skepsis und Besorgnis als mit positiven Erwartungen“, bekennt er. Für ihn verläuft die Mediensdiskussion „in einer diffusen Beschlußlage“. Die neue Art von Programm und Rundfunk, die in die Haushalte kommen soll, beunruhigt die EKD, denn: „Das, was wir bislang unter Rundfunk verstanden haben, und das, was in einer Vielzahl neuer Programme auf uns zukommt, das dürfte weithin bald nur noch den Namen gemeinsam haben.“ Heßler nennt die Gründe, die zu der Bewegung in der bundesrepublikanischen Medienwelt geführt haben, beim Namen – in den Ohren der Politiker müssen sie unangenehm klingen: „Vorwiegend politische und wirtschaftliche Gründe waren dafür ausschlaggebend, nicht jedoch erkennbarer, von der Gesellschaft geäußelter Bedarf oder gar Gesichtspunkte einer publizistischen Fürsorge für den Menschen. Inzwischen sind Tatbestände geschaffen, zum Teil im bewußten rechtlich zweifelhaften Vorgriff auf endgültige Entscheidungen.“ Heßler nennt einsichtige Prinzipien, die „im Umgang zu einer anderen Art von Rundfunk“ beachtet werden müssen: „Kommunikation und technische Entwicklungen müssen korrigierbar bleiben, eine Medienordnung muß allen Entwicklungen entgegentreten, die den Menschen zu instrumentalisieren versuchen.“

Während aus den Beiträgen der Politiker in diesem Sammelband sehr viel Selbstüberzeugung, Optimismus und Entscheidungsfreudigkeit herausklingt, heißt das Merkmal für die kirchlichen Beiträge Unsicherheit, Abwarten, Tasten und Testen. Die Medienwelt bewegt sich zwar, doch wer weiß schon, in welche Richtung und mit welchen Konsequenzen!

Jürgen Hoeren

Ulrich Saxer/René Grossenbacher: Medien und Entwicklungsprozeß. Eine empirische Studie im westafrikanischen Benin. Köln-Wien: Böhlau Verlag 1987, 254 Seiten

Die Studie befaßt sich mit der Mediensituation und den Bedingungen und Möglichkeiten staatlicher Medienpolitik in der Volksrepublik Benin (ca. 3,9 Millionen Einwohner), einem der ärmsten und am wenigsten entwickelten

Länder der Dritten Welt. Sie geht auf ein Forschungsprojekt der Verfasser am Publizistischen Seminar der Universität Zürich zurück, das mehrmonatige Feldstudien, insbesondere auch in den ländlichen Regionen dieses ehemaligen französischen Kolonialgebiets einschloß. Neben der empirischen Bestandsaufnahme ist die kritische Überprüfung gängiger Theorien zur Rolle der Medien im Entwicklungsprozeß (development communication) sowie schließlich eine fallbezogene Evaluierung der Frage „nach dem Problemlösungspotential der wichtigsten Kommunikationssysteme Benins für gesteuerte gesellschaftliche Entwicklung“ (S. 33) beabsichtigt.

Die Medienentwicklung in der Dritten Welt ist ein von der deutschsprachigen Publizistikwissenschaft insgesamt eher vernachlässigter Forschungsbereich; um so wichtiger ist der hier unternommene Versuch zu bewerten, die Fragestellung nicht bloß durch Literaturstudien und Sekundäranalysen, sondern auf der Basis einer empirischen Felduntersuchung in einem mehr oder weniger in sich abgeschlossenen Kommunikationsraum voranzutreiben. Der von den Autoren vorgeschlagene 'holistische' Ansatz bezieht die Bereiche Medienproduktion, -distribution und -rezeption gleichermaßen in eine funktional-strukturalistische Analyse ein und macht die Integration unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Erhebungsverfahren (Organisationsanalyse, Inhaltsanalyse, Rezipientenbeobachtung und -befragung) notwendig, deren Reichweite im einzelnen sorgfältig definiert und relativiert wird. Daneben zeugt die Beschreibung der zahlreichen Hindernisse und Schwierigkeiten, auf welche die Feldarbeit in einem von dem europäischen so verschiedenen Kulturkreis stößt, nicht nur von wissenschaftlicher Redlichkeit, sondern trägt ihrerseits zum besseren Verständnis der lokalen Kommunikationsverhältnisse bei. Die Zusammenarbeit mit Ethnologen, die in dem Projektteam vertreten waren, hat sich in diesem Punkt als sehr fruchtbar erwiesen.

Nach einer kurzen und souveränen Darstellung des aktuellen Forschungsstandes zum Thema Entwicklungskommunikation sowie des methodischen Vorgehens wenden sich die Verfasser dem Hauptteil ihrer Arbeit zu, der Beschreibung und Analyse des weitgehend staatlich verfaßten Mediensystems Benins und seiner Leistungsfähigkeit im Hinblick auf ideologisch und entwicklungspolitisch begründe-

te Zielvorgaben. Letztere werden freilich kaum problematisiert oder ernsthaft in Frage gestellt; und wenn in systemtheoretischer Perspektive wiederholt von der Komplementärbeziehung zwischen Kommunikationssystem und Entwicklungssystem die Rede ist, muß die Frage gestellt werden, ob es sich bei 'Entwicklung' überhaupt um ein System oder nicht vielmehr um ein Thema der Interaktion von Staaten mit ihrer Systemumwelt handelt.

Doch zurück zur Mediensituation in Benin: In Kommunikatorbereich werden zunächst die institutionellen und politischen Rahmenbedingungen beschrieben, unter denen die verschiedenen Kommunikationsorganisationen, darunter die wichtigsten nationalen und regionalen Medienbetriebe arbeiten. Danach werden Reichweite und Distributionsstrukturen der publizistischen Medien untersucht sowie das in einer Journalistenbefragung (Vollerhebung) ermittelte Sachverständnis und Publikumsbild der professionellen Kommunikatoren. Das Hauptaugenmerk liegt in diesem Punkt zurecht auf dem Problem der Journalistenausbildung, wobei eine erhebliche Kluft festgestellt wird zwischen Berufsangehörigen mit „ausgesprochen hohem“, ein Gefühl der Überqualifizierung begünstigendem Ausbildungsniveau einerseits und „solchen, die ausbildungsmäßig stark benachteiligt sind“ (S. 110), andererseits. Es verwundert jedoch, daß die von den einschlägigen Hilfsorganisationen verschärft wahrgenommene Problematik einer den lokalen Verhältnissen nicht angemessenen Ausbildung in Übersee (in diesem Fall meist in Europa), zur Erklärung dieses Tatbestands offensichtlich nichts beizutragen vermag, ja daß dieser Problemaspekt nicht einmal am Rande Erwähnung findet. Ist nicht jede unangepaßte Ausbildung letztlich „schlechte“ Ausbildung, um so mehr, wenn sie bei den Betroffenen den Eindruck der eigenen „Überqualifizierung“ hinterläßt? Ebenfalls wenig überzeugend ist der Versuch der Verfasser, die „These von der 'Entwurzelung' afrikanischer Journalisten“ (S. 108) durch den – statistisch untermauerten – Hinweis zu entkräften, daß diese ja mehrmals im Jahr ihre Verwandten auf dem Lande besuchen.

Die Analyse der Medieninhalte konzentriert sich auf die Bereiche Hörfunk, Fernsehen und Presse und erbringt auf der Grundlage umfangreicher Stichprobenauswertungen eine Fülle interessanter und gut belegter Einzeler-

gebnisse, die hier unmöglich zu referieren oder gar zu kommentieren sind. Das gleiche gilt für die sich anschließende Untersuchung des Mediennutzungsverhaltens insbesondere der Bevölkerung auf dem Lande, zu der immerhin vier Fünftel der Einwohnerschaft Benins zählen. Besonders erwähnenswert in diesem Untersuchungsteil erscheint, daß das Radio sich gerade unter schwierigen infrastrukturellen Bedingungen zu dem am weitesten verbreiteten und am meisten genutzten Massenkommunikationsmittel entwickelt, dabei aber keineswegs jenen Autoritätsvorschuß beanspruchen kann, der es in den Augen vieler Kommunikationsplaner zum Lern- und Ausbildungsmedium *sui generis* qualifiziert. Ein weiterer interessanter Gesichtspunkt ist, daß sich die ländliche Presse (*rural press*) als recht unscharfe Waffe im Kampf gegen den Analphabetismus erweist; sie habe „allenfalls als Übungsmöglichkeit für die Neualphabetisierten eine begrenzte Funktion“, nicht aber als Kommunikationsmittel oder „Motivierungshilfe für Alphabetisierungswillige“ (S. 195). Es wird deutlich, daß der publizistische Erfolg von Provinz- oder Dorfzeitungen nicht nur an bestimmte infrastrukturelle Voraussetzungen gebunden ist (technische Einrichtungen, Transport), sondern in erster Linie davon abhängt, ob sie bestimmte Leistungen im Kommunikationssystem der ruralen Bevölkerung erbringen, die das bereits vorhandene Medienangebot (Radio, traditionelle Kommunikation) sinnvoll ergänzen.

In der kritischen Evaluation des staatlichen Alphabetisierungsprogramms, der ein selbständiges Kapitel des Buches gewidmet ist, löst sich der Anspruch der Autoren auf eine funktional-strukturalistische Gesamtschau der Kommunikationssysteme Benins beispielhaft ein, ohne daß sich einer der Medienbereiche in unzulässiger Weise verselbständigte. Wenn die traditionellen (interpersonalen) Kommunikationsformen nicht in der gleichen Ausführlichkeit und Systematik entfaltet werden, wie dies in bezug auf die modernen Informationsmedien gelungen ist, so läßt sich das einmal mit der erschwerten Zugänglichkeit dieser Dimension der einheimischen Kommunikationskultur für ausländische Forscher erklären, ergibt sich zum anderen aber auch aus der gewählten Evaluierungsperspektive, welche die publizistischen Leistungen in erster Linie an den entwicklungspolitischen Zielvorgaben bemißt. Für künftige Untersuchungen des Mediennutzungsverhaltens in der Dritten Welt wäre jedoch zu überlegen, ob die Überprüfung von Hypothesen zur Medienakzeptanz in der Bevölkerung nicht ergänzt werden müßte um eine Funktionsbestimmung der Medienrezeption im Ensemble der Alltagsinteraktionen, beispielsweise auf der Grundlage des *uses-and-gratifications approach*.

Michael Krzeminski

KURZBESPRECHUNGEN

Ludwig Issing (Hrsg.): Medienpädagogik im Informationszeitalter. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1987, 256 Seiten.

Das Buch enthält die Referate des Symposions „Medienpädagogik im Informationszeitalter“, das im Sommer 1986 an der FU Berlin stattfand, ergänzt durch Beiträge „weiterer namhafter Experten“ (12). Die Veranstaltung sollte zum einen dem interdisziplinären Dialog dienen, zum anderem dem Gespräch zwischen Theoretikern und Praktikern der Medienerziehung. Folglich enthält das Buch sowohl fachspezifische, wissenschaftliche Positionen als auch Ansätze zu praktischen Handlungskonzepten.

Zu den ersteren gehört der Text von Ulrich Saxer „Kommunikationswissenschaftliche Grundlagen der Medienpädagogik“ (117-141) und der sehr selbstbewußte Beitrag von Hertha Sturm über psychologische Wirkungsforschung als „eine Grundlage für medienpädagogisches Handeln“ (92-115). Beide sind sehr dicht und interessant, nur leuchtet mir nicht ein, weshalb jeweils von „Grundlagen“ gesprochen wird. Gewiß bedürfen pädagogische Theorie und Praxis der Ergebnisse empirischer Forschung, um realitätsorientiert zu bleiben (oder zu werden, wie beide Autoren sagen würden), aber ist dies die gemeinte grundlegende Funktion oder ist etwas „Grundlegenderes“ gemeint?

Gerhard Tulodziecki skizziert „Aufgabenfelder schulischer Medienpädagogik“ (157-178) und Christian Doelker stellt das Zürcher Modell schulischer Medienpädagogik vor (143-155). Sein Thema lautet zwar „Medienpädagogik in Elternhaus und Schule“, aber er beschränkt sich auf die Schule, da er das Elternhaus für kaum erreichbar hält – möglicherweise eine Folge seines Verständnisses von Medienpädagogik. Bernd Schorb befaßt sich mit „Medienpädagogik in der Jugendarbeit“ (179-191), Jürgen Hüther und Peter von Rüden gehen auf die Erwachsenenbildung ein (193-214), dabei thematisiert der eine aber nur didaktische Aspekte der Neuen Medien, während der andere sich auf die thesenförmige Erörterung des politischen Kontextes von Medienpädagogik beschränkt. Jo Groebel versucht, eine „systematische Be-

schreibung des Bereichs Medienpädagogik in der Beziehung zur wissenschaftlichen Forschung“ (215-232).

Aus dem Rahmen des Üblichen fällt der Beitrag von Dieter Baacke „Zum ethischen Orientierungsrahmen der Medienpädagogik“ (53-71). Er begnügt sich jedoch mit einigen sehr allgemeinen Reflexionen. Zwar unterscheidet er einmal zwischen Produktions- und Distributionsethik, Nutzerethik, medienpädagogischer Handlungsethik; aber er tut das nur beiläufig, geht jedenfalls überhaupt nicht auf diese Unterscheidung ein.

So interessant einzelne Beiträge sind, es fehlt dem Buch das einigende Band, das ihren erziehungswissenschaftlichen Zusammenhang deutlich werden läßt. Das Einleitungskapitel des Herausgebers „Medienpädagogik und ihre Aspekte“ (19-32) bietet einen solchen theoretisch-systematischen Aufriß jedenfalls nicht. Issing skizziert stattdessen in Anlehnung an Peter Meyer einige Stationen der geschichtlichen Entwicklung der Medienpädagogik, die damals freilich diese Bezeichnung noch nicht hatte, und er übernimmt dann einfach die in der Literatur übliche, im Grunde nur pragmatische Unterscheidung von Medienerziehung, Mediendidaktik, Medienkunde, Medienforschung; er identifiziert also die Aspekte der Medienpädagogik mit diesen vier Teildisziplinen. In einem Schaubild werden zwar noch fünf „Bezugswissenschaften“ genannt, doch über die Art dieses Bezuges verliert der Autor kein Wort. Ist z.B. der Bezug der Medienpädagogik zur Erziehungswissenschaft von gleicher Art wie der zur Psychologie, Soziologie, Ethik?

Der theoretisch produktivste Ansatz findet sich in Klaus Haefners Beitrag „Medienpädagogik im Computerzeitalter“ (33-52). Er geht aus von der Mediatisierung der Welt, der die Computerisierung eine weitere Dimension hinzufügt, und sieht die Aufgabe der Erziehung in deren „Bewältigung“. Dazu gehöre als zentrale Aufgabe: das Bildungswesen „muß sich stärker als je zuvor um das 'Typisch-menschliche' bemühen!“ (45); tatsächlich jedoch verstehe es sich viel zu sehr als reiner Wissensvermittler. – Das ethische Handeln ist zweifellos etwas spezifisch Menschliches;

hier hätte z. B. Baacke ansetzen können, wenn es denn um einen Dialog gehen sollte. Aber es werden wie in den meisten Büchern dieser Art keine Beiträge zueinander gefügt, sondern sie werden nur nebeneinander gestellt.

Rainald Merkert

Sabine Jörg: Per Knopfdruck durch die Kindheit. Die Technik betrügt unsere Kinder. Weinheim und Berlin: Quadriga Verlag 1987, 138 Seiten.

Sabine Jörg ist bekannt geworden als Autorin wissenschaftlicher Arbeiten zur Medienpsychologie. Ihr jüngstes Buch jedoch richtet sich an einen breiten Leserkreis. Es ist ein pädagogisches Buch, obgleich sie sich selbst gewiß nicht als Medienpädagogin versteht.

Sie setzt umfassend an, man könnte ihren Ansatz als pädagogisch-anthropologisch bezeichnen. Sie weiß zum einen, daß medienpädagogisches Handeln in der Praxis des Alltags eingebunden ist in pädagogisches Handeln überhaupt und deshalb mit dessen Qualität steht und fällt. Sie weiß zum anderen, daß die Medien nicht isoliert zu betrachten sind, daß sie vielmehr Produkt und Bestandteil unserer technisch-industriellen Welt sind, allerdings ein besonders wichtiger Bestandteil, weil sie, vor allem als elektronische Unterhaltungsmedien, das Welt- und Selbstverständnis, die Gedanken und Gefühle von Kindern wie Erwachsenen entscheidend mitbestimmen.

In zwölf Kapiteln wird das von der Autorin konkretisiert. Dabei kommt sie immer wieder auf den „Knopfdruck“ zu sprechen, er ist ihr das „Sesam öffne dich“ dieser Technik-Welt. Er steht aber auch für den Ausfall von sinnlicher Anschaulichkeit und menschlicher Erfahrung, die die Basis aller Weltorientierung bilden. Was dies für die kindliche Entwicklung bedeutet, stellt sie aus verschiedenen Perspektiven und im Hinblick auf die verschiedenen Medien einschließlich des Telefons

und der Computerspiele dar. Sie gibt sich dabei nicht belehrend, ihre Absicht ist es, nachdenklich zu machen, Aufmerksamkeit zu wecken für die Ambivalenz des uns selbstverständlich gewordenen technischen täglichen Lebens.

Das Buch ist flüssig geschrieben. Das Interesse des Lesers wird zudem wachgehalten durch die Wiedergabe von Gesprächen, Texten von Kindern, kurzen Zeitungsausschnitten, Werbesprüchen, nicht zuletzt durch persönliche Beobachtungen und Alltagserfahrungen der Autorin. Überdies enthält das Buch Fotos, Zeichnungen, Karikaturen. In einigen Kapiteln, vor allem in „Das Hochhauskind und die Psychologie“, thematisiert Jörg auch medienpsychologische Grundeinsichten. Dieses Kapitel ist ihr zwar etwas spröder geraten, bleibt aber immer noch gut lesbar. Nur ganz selten fließen ihr wissenschaftliche Fachtermini in die Feder (oder in den Computer?), die nicht jedermann verständlich sein dürften, etwa wenn sie von der „mediatisierten Gefühlswelt“ (113) spricht.

Die Autorin versteht sich nicht als Technik- und Kulturkritikerin. „Die Technik ist da und wir müssen mit ihr leben“ (137). Ihren Beschreibungen und Analysen, auch ihren Interpretationen kann man voll zustimmen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ihre Bewertung nicht zu negativ gerät. Schon der Untertitel des Buches „Die Technik betrügt unsere Kinder“ deutet diese Richtung ihres Urteils an. Wir wissen heute, daß der technische Fortschritt nicht einfach Gewinn ist, daß wir vielmehr auf vielfältige Weise für ihn bezahlen müssen; ist der Preis, den die Autorin ihren Lesern vor Augen führt, zu hoch? Aber welches sind die Kriterien, um solche Fragen zu beantworten? Vielleicht müßte man eine Gewinn-Verlust-Rechnung aufmachen, aber auch dazu bedarf es der Kriterien. An ihnen zu arbeiten, scheint mir jedenfalls eine der wichtigsten Aufgaben gegenwärtiger Erziehungswissenschaft.

Rainald Merkert

Catholic Media Council (Hrsg): Entidades Cristãs de Comunicaçao Social no Brasil. Sao Paulo: Edicoes Paulinas 1987. 199 Seiten.

In der Reihe der „Christian Communication Directories“, von denen bereits Nachschlagewerke für Afrika und Asien in der Beihefterreihe dieser Zeitschrift erschienen sind, liegt hier jetzt ein solches Direktorium für Brasilien vor. Im Gegensatz zu den früheren Veröffentlichungen handelt es sich hier um den Band für ein einzelnes Land, in dem das Nachschlagewerk jetzt auch veröffentlicht wurde. Die Fülle der Eintragungen und Aktivitäten in der christlichen Kommunikation Brasiliens rechtfertigt allein schon ein solches Vorgehen. Hinzu kommt aber auch noch, daß die redaktionelle Betreuung des Bandes zwar beim 'Catholic Media Council' in Aachen liegt, aber in enger Zusammenarbeit mit einer gesamtchristlichen Fachorganisation, der 1. „União Cristã Brasileira de Comunicação Social“ (BCBC) in Brasilien erfolgte. Diese äußerst aktive Organisation, in der Katholiken und Protestanten zusammenarbeiten, dürfte in dieser Form einmalig und ein Zeugnis für lebendiges Christentum in Brasilien sein.

Das Nachschlagewerk ist geographisch nach den Staaten des Landes geordnet. Innerhalb dieser geographischen Einheit erfolgt die bereits früher bewährte Einteilung nach Medienzentren, Nachrichtendienste, Verlage, Druckereien, Periodika, Rundfunkproduktionszentren, Rundfunksender (Radio/Fernsehen), Audiovisuelle Zentren mit Film und Video, Ausbildungszentren. Diese Einteilung macht es leicht, eine Gesamtübersicht über die verschiedenen Kommunikationsaktivitäten in dem betreffenden Staat zu erhalten. Es ist verständlich, daß dabei nicht alle kleineren Aktivitäten wie etwa Pfarrblätter oder kleinere Diözesanpublikationen berücksichtigt werden konnten. Für die Zukunft sind ähnliche Register für Ozeanien und auch die übrigen Länder Lateinamerikas angekündigt. Der kirchlichen Kommunikationsarbeit wird damit ein großer Dienst erwiesen. Ohne diese Nachschlagewerke wird man kaum solide christliche Kommunikationsarbeit leisten können.

K.A.

Florian Fleck, Ulrich Saxer, Matthias F. Steinmann (Hrsg.): Massenmedien und Kommu-

nikationswissenschaft in der Schweiz. Zürich: Schulthess Polygraphischer Verlag 1987. 394 Seiten.

Die „Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft“ hat zu ihrem zehnjährigen Bestehen ein umfangreiches Buch mit Beiträgen von über 20 Autoren herausgebracht, das besondere Beachtung verdient, weil es in kurzen aber präzisen Artikeln Auskünfte über Forschungen und Erfahrungen in und mit den Medien von Kommunikationswissenschaftlern dieses Landes gibt. Dabei geht es dann aber nicht nur um 'engschweizerische' Beiträge, sondern durchaus auch um einen Blick über den Zaun in internationale Bereiche. So ist hier für alle, die sich für Kommunikation in Entwicklung interessieren auf den sachlichen, (er)nüchternen Bericht von René Gossenbacher zur „Kommunikation als Entwicklungshilfe – zwischen Wunsch und Wirklichkeit“ zu verweisen, der auf einem Forschungsprojekt der Zürcher Universität in Benin beruht.

Im übrigen sind die Beiträge des Werkes nach gut Lasswell'scher Methode in folgende Hauptabschnitte gegliedert: 1. Entwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz, 2. Kommunikatoren, 3. Medien, 4. Medieninhalte, 5. Rezipienten, 6. Mediensysteme, 7. Internationale Kommunikation und 8. Journalistenausbildung und Medienpädagogik. Die Auswahlbibliographie 'Medienliteratur Schweiz' dürfte im übrigen besonderer Aufmerksamkeit finden und muß als ein Zeugnis wissenschaftlicher Arbeit in diesem Land gewertet werden. Ein Sachwortregister hilft außerhalb zur weiteren Nutzung des Buches und seiner Beiträge.

F.-J.E.

Reinhold Krämer: Massenmedien und Wirklichkeit. Zur Soziologie publizistischer Produkte. Bochum: Studienverlag Brockmeyer 1986. 297 Seiten.

Wirklichkeit wird hier unter dem Begriff eines „realistischen Konstruktivismus“ verstanden, der eine realistische Sichtweise mit konstruktivistischen Grundprinzipien verbindet. „Wirklichkeit ist unter dieser Perspektive also immer Interpretation und Entdeckung des Realen zugleich. Allerdings sind die Gewichte unterschiedlich verteilt. Während die Wirklichkeit für den extremen Relativisten eine Erfindung, für den Konstruktivisten eine Interpretation

der Welt ist, versuchen sich die Realisten einer vorgegebenen Realität hypothetisch anzunähern.“ (S. 59). Die realistischen Bedingungen der Massenmedien werden hier u.a. aus „drei grundlegenden Prämissen der verschiedenen Ansätze abgeleitet“, die besagen, daß 1. Soziale Realität unter Kontextbedingungen relativ, daß 2. die Wirklichkeit interpretationsfähig ist und 3. das Objekt eine eigene, vom Betrachter unabhängige Struktur hat. Damit stehen die Massenmedien im Spannungsfeld von Kontext, Definition und objektiven Bedingungen des Gegenstandes (vgl. S. 69). Eine solche Sicht unterscheidet zwischen objektivem, interpretativem und investigativem Journalismus (83), wobei die Massenmedien kein „öffentliches Zwiegespräch“ (86) sind. Massenmediales Geschehen hat eine mehrdimensionale Realität, bei der die strukturellen Bedingungen eine medienspezifische Prägung geben, die sich auf Inhalt und Form auswirkt.

Gedankenführung und Verarbeitung internationaler Quellen machen diese Studie zu einer angenehmen Lektüre, allerdings bleiben die Operationalisierungsansätze etwa für die Presse (165) etwas enttäuschend: Einzelstudien zu Inhalt und Form der Presse bestehen in größerer Anzahl. Hier aber soll es offensichtlich um eine neue Sicht (oder Einordnung?) gehen. Spezifisch für den Forschungsansatz ist dabei aber wohl eine kontextuelle Gesamtschau, die ausführlicher dargestellt werden sollte.

F.-J.E.

Michael Schenk/Matthias Hensel: Medienwirtschaft. Eine kommentierte Auswahlbibliographie. Baden-Baden: Nomos 1986. 224 Seiten

Wirtschaftliche Aspekte haben bei der wachsenden kommerziellen Nutzung der modernen Kommunikationsmittel eine wachsende Bedeutung. Aus einer ursprünglichen Arbeitshilfe für Studenten ist hier eine hervorragend annotierte Bibliographie entstanden, die sich an den Gliederungsprinzipien der Wirtschaftswissenschaften orientiert. In der Ordnung der Sachgebiete folgen der Gruppe der Veröffentlichungen zum Forschungsgegenstand jene zu volkswirtschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Themen. Durch kurze inhaltliche Zusammenfassungen der betreffenden bibliographischen Eintragungen erhält man einen guten Einblick in das, was man unter diesem Titel erwarten kann. Die 455 Eintragungen des Buches beziehen sich sowohl auf Buch- wie auch Zeitschriftenveröffentlichungen mehrheitlich aus dem Zeitraum zwischen 1978 und 1985. Außer deutschsprachigen Texten sind auch die wichtigsten amerikanischen Veröffentlichungen und Fachzeitschriften berücksichtigt.

Auch für den Bereich von Kirche und Kommunikation würde man sich eine so solide und praktische Auswahlbibliographie wünschen.

K.A.